

Nicholas Jubber

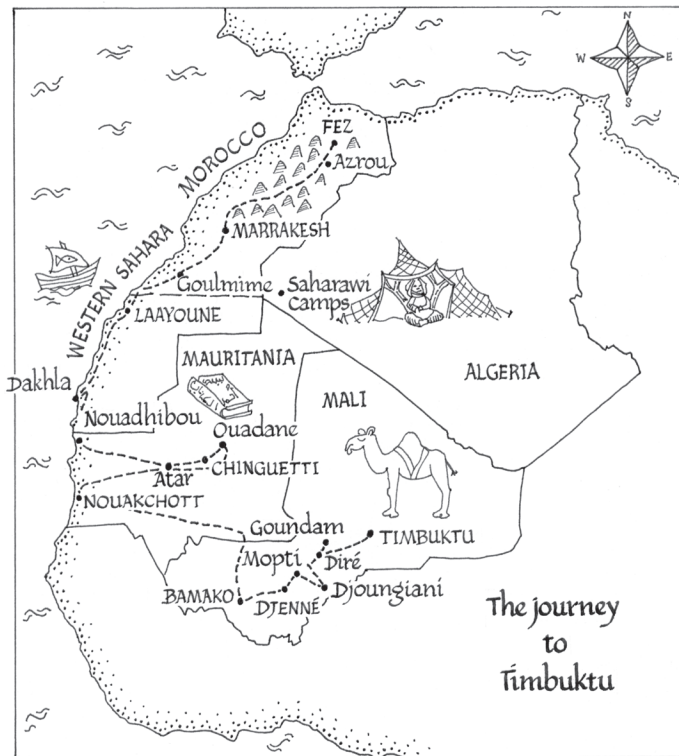
DIE ACHT LEKTIONEN DER WÜSTE

Mit den Nomaden Nordafrikas
nach Timbuktu

EXKLUSIVE
LESEPROBE
GRATIS



DUMONT



»DEIN ZUHAUSE IST DER ORT,
AN DEM DEIN FEUER BRENNT.«



»Ein bemerkenswertes
Zeugnis der
Entschlossenheit und des
Mutes.«
CNN

»Eine **unvergessliche Reise**
nach **Timbuktu.**«
WANDERLUST

»**Überwältigende Erlebnisse**
und **prachtvolle**
Schilderungen.«
THE GUARDIAN





»WENN IRGENDJEMAND DEN WELT-
UNTERGANG ÜBERLEBT, DANN SIND ES NICHT
DIE ACTIONHELDEN DER HOLLYWOODFILME,
SONDERN NOMADEN WIE DIE, DIE ICH IN
NORDAFRIKA KENNENGELERNT HABE.«

Nicholas Jubber

Die Geschichte von einem, der auszog, das Wesentliche im Leben zu entdecken ...

Bereits als Kind tauchte der Brite Nicholas Jubber in den Lebensraum der Nomaden Nordafrikas ein – auf dem Schoß seines Vaters beim gemeinsamen *Star-Wars*-Schauen. Seitdem faszinieren ihn die Sahara und die Rituale ihrer legendären Bewohner. Nach seinem Studium an der Oxford University lebte Jubber zunächst mehrere Jahre in Jerusalem. Als 2000 die zweite Intifada ausbrach, reiste er durch den Mittleren Osten und Ostafrika. Seitdem schreibt er regelmäßig für *The Guardian* und *The Observer* und berichtet für *BBC Radio 4* sowie den Radiosender *NPR*. Sechs Jahre lang hat Nicholas Jubber die Nomaden Nordafrikas begleitet, länger als jeder andere Europäer unserer Zeit. Mit seiner Erzählung – ausgezeichnet mit dem renommierten *Dolman Travel Book Award* – lässt er uns eintauchen in die jahrtausendealte Kultur der Berber, Tuareg und Fulbe. In ein reiches Leben ohne Besitz, in Gemeinschaften, die allen Katastrophen getrotzt haben, und in ein Gefühl von Heimat, das keinen festen Wohnsitz braucht.



PROLOG

In den Städten herrschte brütende Hitze; Abkühlung fand man in der Wüste. Auf den großen öffentlichen Plätzen flatterten Transparente. Menschen, die jahrzehntelang geknebelt gewesen waren, schrien sich heiser. Ganz Nordafrika war von Protesten lahmgelegt. Allerdings war es ein städtisches Phänomen, beleuchtet von Blitzlichtern und LEDs. Die Menschen auf dem Land blieben außerhalb des Fokus.

Ich blickte gen Süden. Ich wollte die Berge erklimmen und über die Dünen reiten, die Flüsse befahren und unter Doumpalmen rasten. Ich wollte Abenteuer – die Wüste durchqueren, das Land zwischen Fes und Timbuktu erkunden. Insbesondere wollte ich der Route von Leo Africanus folgen, einem Forscher des 16. Jahrhunderts, der mit seinem Onkel um 1510 ins Königreich der Songhai reiste.

Mich reizte die Aussicht, in der Wüste zu reisen. Ich war nicht davon besessen, irgendeine unbekannte Route zu kartografieren oder einen Rekord zu brechen – ich wollte einfach die Menschen kennenlernen, die dort lebten. Von so etwas hatte ich, glaube ich, schon als Sechsjähriger geträumt. Wie so viele Gleichaltrige hatte ich damals zum ersten Mal die Sahara erblickt, wenn auch mittels einer Braun'schen Röhre in einem Kasten aus Teakholz und vom sicheren Sattel der väterlichen Knie aus.

Seit jener erste *Star-Wars*-Film die aufregenden Dünen von Tatooine ins Wohnzimmer meiner Familie geweht hatte, verband ich die Wüste mit Fremde und Ferne – sie war das ultimative Abenteuer. Wenn ich nachts unter meiner Bettdecke las, fesselten mich die Geschichten von Ali Baba und Sindbad, nicht Heyerdahls Kon-Tiki-Expedition oder Kiplings *Dschungelbuch*. Regenwälder und arktische Pole hatten nie eine vergleichbare Wirkung auf mich. Immer war es die Wüste, die mir – ob in Mad Max und Der Wüstenplanet oder bei T. E. Lawrence und Sir Wilfred Thesiger – das Tor zu einer Welt öffnete, die sich grundlegend von meiner unterschied.

Zwar hatte Science-Fiction mein frühes Interesse an der Wüste entfacht, doch zu dieser speziellen Reise verlockte mich das nicht sonderlich faktengetreue Buch von Leo Africanus. Zuerst in Venedig unter dem Titel *Della descrizione dell'Africa et delle cose notabili che iui sono* (Die Beschreibung Afrikas und der bemerkenswerten Dinge, die es dort gibt) erschienen, hat es unter den zeitgenössischen Reisebeschreibungen kaum seinesgleichen. Überquellend von Beobachtungen über Handel und Traditionen, Historien und Legenden, einer Menge Vorurteilen des 16. Jahrhunderts und hin und wieder einer schlüpfrigen Anekdote, beschwört es ein Afrika herauf, das gleichzeitig schwer fassbar und doch auf unheimliche Weise vertraut scheint.

Zuerst hatte ich vor, auf Leos Spuren zu wandeln. Doch während meiner ersten Reise wurde mir klar, dass ich weniger die Parallelen zu seiner Reise suchte, sondern die Menschen, die er beschrieb – und ihre Nachfahren. Was das Ziel angeht,

entwickeln Reisen häufig eine Eigendynamik: Je weiter ich ins Innere Nordafrikas vordrang, umso stärker faszinierten mich die Nomadengruppen, denen ich unterwegs begegnete. Und so entschied ich, dass ihre Welt der Höhepunkt meiner Reise werden sollte. Ich würde mich in Timbuktu einer Kamelkarawane anschließen, einer Nomadengruppe auf dem Weg zu den Salzminen Nordmalis – ein würdiges Ende meines Abenteuers.

Tief in den Dünen Südmarokkos kampierte ich unter dem zerklüfteten Kamm eines schwarzen Berges bei einem Kameltreiber, einem Berber namens Salim. Ich ritt ein Kamel, das offenbar den Harlem Shake übte, fiel zweimal herunter, aß gesalzenes Ziegentrockenfleisch, das an Salims Sattel hing, und bot der lokalen Insektenpopulation ein Festmahl. Zu meinen bleibenden Erinnerungen zählt, wie ich es gerade noch aus dem Zelt schaffte, um mich zu übergeben. Dabei trat ich fast in mein eingetrocknetes Erbrochenes von vorhin, während ich im Lichtstrahl meiner Taschenlampe entsetzt Hunderte stechende Augen aufglühen sah. Meine Lernkurve in der Wüste musste so steil ansteigen wie die Düne, der ich meinen ersten Sturz verdankte.



Ist das Nomadentum wirklich ein »Tod mitten im Leben«, wie T. E. Lawrence es nannte? In Nordafrika praktizieren nach wie vor Millionen Menschen diesen Lebensstil, und in Mali sind schätzungsweise zehn Prozent der Bevölkerung Nomaden. Nicht alle möchten sesshaft werden, zumindest vorläufig

nicht. Indem ich mit verschiedenen Nomadengruppen reiste, hoffte ich herauszufinden, warum immer noch so viele ein derart mühseliges Leben auf sich nehmen: Welchen Bezug haben sie zu ihrer komplexen Vergangenheit, mit welchen Hindernissen haben sie in der Gegenwart zu kämpfen, was erhoffen sie sich von der Zukunft? Mir ging es nicht darum, wie sie zu Leo Africanus' Zeiten gelebt hatten, sondern um ihren Alltag heute.



Bei meinen früheren Reisen in den Nahen Osten hatte ich verlockende Blicke aufs Nomadenleben erhascht: Beduinen in zerschlissenen Zelten vor den terrassierten Hängen der West Bank, iranische Bachtieren auf den Sommerwegen des Zagros-Gebirges. Doch dabei schaute ich immer wie durch einen Bilderrahmen, mein Fokus lag woanders. Jetzt wollte ich den Rahmen durchbrechen. Ich wollte mit diesen Menschen abends am Feuer sitzen, mit ihnen auf den Wüstenwegen wandern, die Schüssel halten, wenn sie ihre Kamele molken.

Nomadentum ist rückständig, so lautet zumindest das Urteil unseres Jahrhunderts. Wenn Bücher oder Dokumentarfilme Nomaden ins Blickfeld rücken, dann unter so unheilswahrgen Titeln wie *Der letzte Nomade* oder *Die letzte Karawane*. Ihre Weidewege werden abschätzig als Brachland bezeichnet, das als Anbaufläche geeignet wäre, falls sich nur jemand die Mühe machen würde, es zu kultivieren. Die Leute, die solche Behauptungen aufstellen, halten sich meist nicht lange genug

in der Gegend auf, um zu erleben, wie die Menschen diese Pfade nutzen.

Dabei wurzelt die große britische Tradition der Reiseliteratur in Abenteuern mit Nomaden – von Richard Burton und C. M. Doughty im 19. Jahrhundert bis zu Wilfred Thesigers einzigartigen Erkundungen der arabischen Welt Mitte des 20. Jahrhunderts. Doch Thesigers Befürchtungen bewahrheiteten sich, und die »Abscheulichkeit« des Automobils drängte die arabischen Nomaden an den Rand. Ende der 1970er-Jahre fasste Jonathan Raban diesen Perspektivenwechsel in Worte: In seinem Buch *Arabia through the Looking Glass* behauptete er, die Beduinenkultur finde ihren dynamischsten Ausdruck bei der Anpassung an das städtische Leben. Für Raban waren Nomadenlager (und die Wüste) Nebenschauplätze der pulsierenden Städte. Diese Sichtweise herrscht bis heute vor, wenn die Päpste der Reiseliteratur die Nomaden ein ums andere Mal ignorieren, so wie Erfolgsmenschen auf Partys die armseligsten und abgehängtesten Leute einfach übersehen.

Ich maße mir nicht an, dieses Muster durchbrechen zu können. In jenen ersten Tagen in Timbuktu wusste ich noch nicht, was mich an den Nomaden anzog. Ich hörte weniger auf meinen Verstand als auf mein Bauchgefühl und mein Herz. Mir war klar, dass sie nicht unwichtig geworden sind, dass ihre Zeit keineswegs vorbei ist. Nachdem ich bereits monatelang gereist war, wusste ich endlich, warum ich aufgebrochen war: Ich wollte wissen, wie man heutzutage als Nomade lebt.

Sie mögen vom Rest der Welt gemieden werden, doch in dieser Abgeschlossenheit liegt ihre größte Stärke (möglichlicher-

weise ist sie aber auch ihr größter Schwachpunkt). Sie sind unabhängig und autark. Natürlich müssen sie ab und zu in die Stadt, um einen Sack Reis oder Zucker zu kaufen (und neuerdings Prepaid-SIM-Karten mit dem Nomaden-Roamingtarif). Aber sie sind immer noch unabhängiger als die Städter. Wenn irgendjemand den Weltuntergang überlebt, dann sind es nicht die Actionhelden der Hollywoodfilme, sondern Nomaden wie die, die ich in Nordafrika kennengelernt habe.

★
★

»Lamina? Ja, das ist ein guter Mann. Der ist zuverlässig, und er kennt die Wüste.«

Mein Freund Mahmoud, ein schwarzhaariger Tamascheq mit Igelfrisur, der mich auf seinem Motorrad in der Stadt herumgefahren hatte, hob bekräftigend den Daumen. Er war ein Azalä-Lotse, ein Karawanenführer mit der »Gabe«, sich in der Wüste orientieren zu können, und hatte gerade eine Lücke in seinem Terminplan. Zwar konnte er mich nicht in einer Karawane mitnehmen – dafür war ich noch zu unerfahren –, doch er erklärte sich bereit, mir ein paar grundlegende Dinge beizubringen: wie man sein Kamel sattelt und es reitet, wie man

WIE KONNTE EINE KULTUR
JAHRTAUSENDELANG
ÜBERDAUERN, ALLEN
KATASTROPHEN ZUM TROTZ?
DARAUF MUSSTE ICH EINE
ANTWORT FINDEN –
IN DER SCHULE DER NOMADEN.

der Spur folgt, navigiert, ein Zelt aufschlägt und abbaut oder Wasser holt.

Wenn ich genügend Zeit mit ihm verbrachte, würde ich hoffentlich lernen, was ein heutiger Nomade können muss.

»Wenn du mit Lamina ziehst«, sagte Mahmoud, »ist eines sicher: Du gehst nicht verloren.«

Ich stellte mir einen stattlichen Mann in langem Gewand vor, der angesichts all meiner Fehler die Hände über dem Kopf zusammenschlug und dann erleichtert aufseufzte, wenn (falls!) ich den Bogen rausbekam. Jemand, der mich allmählich aus wenig verheißungsvollem Rohmaterial zu etwas Solidem formte, sodass ich schließlich wie die Tuareg-Rockband Tinariwen singen konnte: »Ich weiß, wie ich gehen muss, um weiterzugehen, bis die Sonne versinkt/In der flachen, leeren Wüste, wo einem nichts geschenkt wird.« Wenn ich daran zurückdenke, wird mir klar, dass das Ganze etwas Märchenhaftes an sich hatte. Ich glaubte, für die Azaläi zu lernen, doch die Lektionen hatten eine andere, weitergehende Bedeutung.

An jenem Abend, dem letzten vor meiner Reise mit Lamina, kletterte ich aufs Dach und legte mich zwischen die Sonnenkollektoren. Von den Dünen stiegen Staubwolken auf, als wäre es Rauch aus dem Schlund der Erde. Im schwindenden Licht nahm der Sand eine zartrosa Färbung an – seine freundlichste, zuvorkommendste Farbe. Irgendwo da draußen war mein Lehrer, und morgen Abend würde ich an seiner Seite sein.

Ich konnte es kaum erwarten.

DIE SCHULE DER NOMADEN

Lektion 1: Beharrlichkeit

Mein Lehrer taucht kurz vor Einbruch der Dunkelheit auf. Lamina ist der Inbegriff eines Mannes der Wüste: klein und drahtig, mit einer hohen, klugen Stirn und Haaren wie verfilztes Gestrüpp. Er riecht auch so, nach Staub und Kamel. Ich strecke ihm die Hand hin, doch sein verstohlener Blick bleibt auf den Sand geheftet. Ich versuche ihn anzusprechen: »*Ana bi'l baqiqa saeed li'l-riblab ma'ak* – ich bin wirklich froh, mit dir reisen zu dürfen.« Doch er antwortet mir nicht, murmelt lediglich meinem Gastgeber etwas zu und stürmt dann zum Tor. Dabei schweift sein Blick über das Land jenseits der Schwelle wie bei einem unruhigen Tier, dem die Wachsamkeit verbietet, länger an einem Ort zu verweilen.

Dies also ist der Mann, dem ich meine Sicherheit anvertraue, der Mann, der mich vor den in der Sahara umherstreifenden Banditen beschützen wird. Als wir das Haus verlassen, haben sich unsere Blicke noch immer nicht gekreuzt. Ohne ein einziges Wort zu wechseln, überqueren wir die Düne, nur unsere Schatten verschmelzen zu einem. Ich denke an Paul Bowles Kurzgeschichte »Eine ferne Episode«, in der ein Sprachwissenschaftler in die Wüste reist, um die dort gesprochenen Dialekte zu studieren. Er wird seiner Kleider beraubt und, mit herausgeschnittener Zunge, in einen Sack gesteckt. An ein

Kamel gebunden zerrt man ihn dann durch die Wüste, dazu scheppern Blechdosen, um die Stammesmitglieder zu belustigen.

Zumindest sollte mich meine Verkleidung vor zu viel ungebührlicher Aufmerksamkeit bewahren: schwarze Pluderhosen, ein hellblauer Kittel, schwarze Handschuhe, Plastikslipper und, dreimal um den Kopf gewickelt, vier Meter indigoblaue Baumwolle. Nur ein schmaler Hautstreifen lugt noch heraus (ein Briefkastenschlitz über meiner Nase), den eine Sonnenbrille verdeckt. Denn meine Haut würde mich sofort verraten, deshalb auch die Handschuhe. Doch um meinen Anblick aus der Nähe geht es gar nicht, meine Silhouette in der Wüste soll keine neugierigen Blicke auf sich ziehen. Zwar ist die Notwendigkeit, sich zu tarnen, etwas beunruhigend, doch der kindliche Spaß am Verkleiden macht das wett. Und ruft die Erinnerung an Reisende aus vergangenen Zeiten wach, für die ihre Verkleidung überlebensnotwendig war: Richard Burton, der sich als afghanischer Paschtune in Mekka einschlich; T. E. Lawrence, der Kufiya und Agal seines Freundes Ali trug, um auf dem Kamel nicht aufzufallen.

In der Mulde einer Düne warten die Dromedare und zwei weitere Personen auf uns: ein Kind und ein Mann, der einen Kopf größer ist als ich. Es handelt sich um Laminas zehnjährigen Sohn Abdul-Hakim und seinen Bruder Jadullah mit durchdringendem, einschüchterndem Blick wie ein Reiterfürst aus Games of Thrones. Sie mustern mich verstohlen und flüstern mit Lamina, doch mich sprechen sie erst bei meiner ersten Lektion direkt an.

»*Shuf!*«, rufen sie. »Schau!«

Der Kamelsattel besteht aus einem mit Palmenfasern gefüllten Polster aus ungegerbtem Leder, das auf ein hölzernes Gestell gespannt ist. Diese Sänfte wird auf eine gefaltete Satteldecke gesetzt und um den Kamelbauch herum festgebunden. Hinten bildet das Polster einen erhöhten Sitz. Schwere *guerbas* (Wasserbehälter aus Ziegenhaut) hängen von den Sattelknöpfen herunter und schwappen die Kamelschultern entlang, obszön wie die Blasen von Ungeheuern. Auf Laminas Anweisung hin setze ich einen Fuß auf den Kamelhals und stemme mich hoch, dabei fasse ich ins Fell, um das Gleichgewicht zu halten. Ich reite nach nordafrikanischer Tradition vor dem Höcker, damit die Schultermuskeln des Kamels ihre volle Kraft entfalten können. Wie Lamina später erklärt, ist es auch die ideale Position zum Steuern. Ein erfahrener Kameltreiber kann sein Reittier allein dadurch lenken, dass er ihm die Zehen in den Hals gräbt.

»*Nibda!*«, ruft Lamina, was so viel heißt wie: »Wir fangen an«, oder auch: »Wir ziehen in die Wüste.«

Im letzten Augenblick springt Abdul-Hakim auf. Ein Kind würde vielleicht eher auf meine Kontaktversuche reagieren, also rufe ich in jämmerlichem Arabisch: »*Ya allab!* He, ist das nicht toll? Was für ein schönes Kamel!« Die einzige Reaktion sind ein paar verblüffte Schnaufer.

Und dann die spröde Antwort: »*La atakallam ajnabi.*« Ich spreche kein Ausländisch.

Unsere Abreise ist bewusst auf den frühen Abend gelegt worden, um Aufmerksamkeit zu vermeiden. Wir reiten nur

wenige Kilometer, bis uns die Sonne verlässt. Akazien- und Doumpalmenstämme, krumm wie Kamelhäse, bohren sich in den Himmel. Feine Stachelgrasähren legen sich auf die Grasbüschel, kleben an unseren Kleidern wie Kletten und pieksen uns in die Finger, sobald wir absteigen. Man traut mir das Reiten noch nicht zu. Lamina hält das Tier am Kopfstrick und gibt ihm in einer Mischung aus Bühnengeflüster und wortlosen Kommandolauten Befehle: »Oooooosch-ooooosch! Kbirrr-kbirrr!« Wundersamerweise ist das Kamel Laminas Lauten und auch Abdul-Hakims gelegentlichen Rufen hörig und kommt trippelnd zum Stehen. Es sind seltsame, lang gezogene Laute, irgendetwas zwischen Kriegsgeschrei und Babysprache. Als ich diese gnomischen Äußerungen höre, wird mir klar, dass ich nicht nur Arabisch lernen muss.

Eine angenehme Brise kommt auf. Wir sind, Balsam nach der Backofenhitze des Tages, in das rauchige Blau der Dämmerung gehüllt. Nach vier Stunden entscheidet sich Lamina für einen Rastplatz, ein flach ansteigendes, mit dornigen Akazienbüschen übersätes Amphitheater. Die Kamele brauchen keine Aufforderung: Kaum sind wir abgestiegen, machen sie sich schon an ihr Abendessen. Stachelige Zweige verschwinden zwischen den zangenartigen Lippen, man hört lautes Mampfen und Grunzen. Sie erinnern an hungrige Fremde in einer Dorfkneipe, die sich nur für sich selbst und ihr eigenes Essen interessieren.

Es ist erst ein paar Tage nach Neumond, und so versuche ich anhand der Geräusche – dem tiefen Mampfen der Kamele, dem geisterhaften I-ah der wilden Esel, dem Rauschen des

Windes in den Büschen – ein Gefühl für meine Umgebung zu bekommen. Ich fühle mich nutzlos und möchte eine Aufgabe haben. Zuerst versuche ich Lamina mit dem Gepäck zu helfen, aber weil ich keine Katze bin, sehe ich in der Dunkelheit die Seilknoten nicht, auf die er deutet. Also schickt er mich zurück zu Jadullah, der im Sand eine Kuhle gegraben hat und ein Feuer schürt.

»Ya, hadba huwa an-nar!«, rufe ich laut (ich trage dick auf, um mich einzuschmeicheln). »Das ist aber mal ein Feuer!«

Jadullahs grunzte Antwort ist noch ausdrucksloser als alles, was er den Kamelen zugerant hat.

Auf allen vieren kriecht er davon, buddelt zwischen den Dornensträuchern und kommt mit einer Handvoll Kötter in der Größe von Pecannüssen zurück, die beim Trocknen im Feuer wie Streichholzspitzen zischen. Doch erst als er mit dem Kinn zu dem Gebüsch deutet und die ersten für mich verständlichen Worte grummelt – *jamal*, Kamel –, verstehe ich, dass es sich um Kameldung handelt. Mit seinem hohen Ammoniakgehalt ist er exzellentes Brennmaterial.

Der Reis wird mit schwierigen Händen aus einem Ziegeldersack geschaufelt und köchelt dann in einem Topf, der von einem gegabelten Ast ein Stück über den Flammen gehalten wird. Lamina klaubt Glut aus dem Feuer, um ein zweites, kleineres für den Teekessel zu entfachen. Während er darauf wartet, dass das Wasser kocht, öffnet er einen Lederbeutel und schüttelt eine Prise Schnupftabak heraus. Seine Nasenflügel beben und er drückt mit den Fingerkuppen immer wieder auf die Nasenlöcher wie ein Töpfer, der dem Rand seiner Keramik

den letzten Schliff gibt. Ich beobachte ihn wohl ein bisschen zu genau (vielleicht gehört es sich nicht, Menschen beim Schnupfen anzustarren), sodass er aufschaut. Zum ersten Mal kreuzen sich unsere Blicke. Die Flammen malen zuckende Schatten auf sein Gesicht und verleihen ihm, dem Lagerfeuerkönig, eine beinahe übernatürliche Aura der Macht.

»Aus welchem Land kommst du?«, fragt er.

Seine Stimme klingt jetzt gelassen, sein Ausdruck ist entspannt, was wohl auf die beruhigende Wirkung des Schnupftabaks zurückzuführen ist. Ich denke an al-Idrisis Beschreibung Englands im *Buch des Roger*, die er dem König von Sizilien im 12. Jahrhundert gab: »Es ist eine ansehnliche Insel von der Gestalt eines Straußenkopfes ... doch alles steht unter der Herrschaft ständigen Winters.« Aber ich war jetzt schon fast ein halbes Jahr fort. Und so befällt mich – unter Menschen, die ich kaum kenne, in einer Landschaft, die ich nicht deuten kann – übertriebene Nostalgie. Ich erzähle von Schafen auf minzefarbenen Kreidefelsen, von mächtigen Handelsstädten, von Rummelplätzen und Theatern und den Ruderbooten im Battersea Park ...

»Es ist dort allerdings sehr kalt«, ergänze ich um al-Idrisi willen. »Manchmal stürmt es, und die Luft ist so kalt, dass den Menschen Dampfwolken aus den Mündern steigen.«

»Nachts?«, fragt Lamina.

»Nein, auch tagsüber.«

Damit habe ich sein Ohr. Ich erzähle von Eis und Hagelstürmen, von Schneeballschlachten und Sturmfluten im Südwesten, bei denen die Menschen von ihren Hausdächern in die

Rettungsboote rutschen. Ich übertreibe, aber he, er lebt in der Sahara. Da ist er an Extreme gewöhnt.

»Gott behüte!« Lamina wendet sich an Jadullah und erklärt ihm, was er gerade gehört hat. Beide verschränken schützend die Arme vor ihrer Brust und betrachten mich jetzt mit anderen Augen. Offenbar sind sie von mir beeindruckt. Wenn dieser *toubob* so unwirtliche Umstände überleben kann, ist er vielleicht doch kein so großer Tölpel. Auch wenn er nicht weiß, wie man ein Kamel sattelt.

Nach dem Tee zeigt Lamina auf die Stelle, wo das Feuer gebrannt hat. Dort ist der beste Platz zum Schlafen, gemütlich wie eine Matratze mit Wärmflasche. Ich strecke mich aus und genieße das leichte Ziehen in meinen Schenkeln und die körperliche Erschöpfung. Die Sterne hängen ganz nah über mir und strahlen so hell, dass es kaum möglich ist, einzelne zu identifizieren und Sternbilder auszumachen. Ein Meteorit rauscht in einen Sternenkumpen hinein und verlischt, wie ein vor Tausenden von Jahren abgesetztes Lichtzeichen Außerirdischer. Ich versenke mich in den Anblick des funkelnden Himmels, was mich von meinen Ängsten ablenkt – von all den Banditen, von denen ich gehört habe, den Schmugglern und Geiselnehmern, die den Reisenden wie die Dschinns und Geister in früheren Jahrhunderten nachsetzen und sie erschrecken. Doch sobald ich meinen Kopf zur Seite drehe, werden die Befürchtungen wieder wach, und so rutsche ich näher zu Lamina.

Er sitzt aufrecht; den Turban im Schoß, zupft er Stachelgrasählmchen aus seinen Falten. Die hohe Stirn und seine Adler-nase geben ihm ein würdevolles, ehrliches Aussehen. Er ist ein

Führer wie aus dem Bilderbuch, jemand, der mir alles Notwendige beibringen kann. Heute waren Satteln und Gepäck dran, aber ich muss noch sehr viel mehr lernen. Er hat angedeutet, dass morgen meine Reitkünste im Mittelpunkt stehen werden. Obwohl ich Lamina erst wenige Stunden kenne, und eigentlich kenne ich ihn noch gar nicht, hat er etwas an sich, das mir trotz all der schaurigen Geschichten über Timbuktu die Gewissheit gibt, dass er zu den Guten gehört.

Nun ja, meldet sich bohrend eine Stimme in meinem Hinterkopf: *Natürlich traust du ihm. Du bist jetzt in der Wüste – bast du eine andere Wahl?*



^
Mein Kamel und ich folgen unserem Berberführer durch die marrokanische Sahara.

◀
Hadschi Ali, Chief der Fulbe im Dorf Dschungiani, Mali, und seine Familie.

KLEINES WÖRTERBUCH FÜR WERDENDE NOMADEN

- albamdu l-illab* (arabisch) »Dank sei Gott«, »Gelobt sei Gott«
- Almohaden* politisch religiös betonte Berberdynastie des 12. Jahrhunderts, die die Herrschaft der Almorawiden in Nordafrika und Spanien ablöste
- Almorawiden* Berberdynastie des 11. Jahrhunderts, die unter Yusuf ibn Taschufin Marokko (Entstehung der späteren Hauptstadt Marrakesch) und Spanien eroberte.
- Amazigh* (pl. Amazighen) der Name, mit dem die Berber sich selbst bezeichnen, interpretierbar als »freies Volk«
- Amschaghbab* hölzernes Gepäckgestell der Nomaden, auch als Kamelsattel zu benutzen
- 'Asabija* (arabisch) das Konzept des »sozialen Zusammenhalts«, das der große arabische Historiker und Gelehrte Ibn Chaldun im 14. Jahrhundert in seiner Geschichtsphilosophie als Hauptquelle nomadischer Stammesmacht formulierte
- Azalai* die traditionelle große Salzkarawane zwischen Taoudenni und Timbuktu
- Babuscb* (persisch/arabisch; französisch: babouche) Ziegenhautpantoffeln, Stoffpantoffeln
- Baraka* (arabisch) Gottesgabe, (göttlicher) Segen

- Barchan* bogenförmige Binnen-Sanddüne, durch stetig einseitige Windrichtung entstanden
- Badawi* (arabisch) Nomade, Beduine
- Bidon* ein kleiner tragbarer Behälter, Kanister, Kanne mit Verschluss
- Bubu* dreiteilige, locker fallende Männerbekleidung in Mauretanien und der westlichen Sahara, bestehend aus einer an den Knöcheln zusammengebundenen Hose, einem langärmeligen Oberteil und einem weiten, ärmellosen und knopflosen Übergewand (arabisch *Darra'a*)
- Q'aid* (arabisch) Titel lokaler Führer und Oberhäupter in Marokko (traditionell vom Sultan vergeben)
- Darra'a* siehe *Bubu*
- Dschellaba* (arabisch; auch: galabija) traditionelles, langes hemdartiges arabisches Männergewand
- Dschimm* (arabisch) ein (meist böser) Geist in der islamischen Kultur, Dämon
- 'Id* (arabisch) kollektive Bezeichnung für die zwei großen islamischen Feiertage, das Opferfest ('Id al-adha) und das Fest des Fastenbrechens ('Id al-fitr)
- Faqih* (arabisch) Rechtsgelehrter, religiöser Lehrer, Koranleser
- Fonio* Getreideart aus der Gattung der Fingerhirsen (*digitaria*), eines der ältesten kultivierten Getreide in Afrika
- Gigilé* (bei den Fulani), auch als Hanza (bei den Hausa) bekannt; ein westafrikanischer Strauch (*Boscia senegalensis*), aus dessen Früchten man Sirup machen kann. Der bittere Geschmack der Früchte schützt die Pflanze vor Insekten.

- Griot* professioneller künstlerischer Geschichtenerzähler («Troubadour»), der mit seinen Geschichts- und Gedichtszitationen die mündliche Überlieferung der Stammes- oder Dorfhistorie aufrechterhält
- Gris-gris* (auch: grigri) Amulett, religiöser Talisman, meist Koranverse in einem kleinen Tierhaut- oder Stoffbeutel
- Guerba* (arabisch: qirba) Wasserbehälter aus Ziegenhaut, den man um den Hals hängt und der bis zu 30 Liter Wasser fassen kann
- Hadsch* (arabisch) die islamische Pilgerschaft nach Mekka (nach erfolgreichem Abschluss darf man den Ehrentitel Hadschi tragen)
- Hammada* Art der Stein- und Felswüste, die nur noch die harte, blanke Stein- und Felsoberfläche aufweist, da alles lockere Gestein vom Wind abgetragen wurde
- Hassanija* arabischer Dialekt (gemischt mit Berberwortschatz), der vor allem in Nordwestafrika von den Bani Hassan verbreitet wurde, einem der arabischen Stämme, die im 11. Jahrhundert in den Maghreb wanderten
- inedan Kunstschmiede der Tuareg (Singular: enad)
- Dschama'a* (arabisch) Versammlung der Stammesältesten, Oberhäupter
- Kasbab* (arabisch) Burg, Zitadelle, befestigtes Schloss
- Kata'if* arabische pfannkuchenförmige Süßspeise mit Honig und Nüssen
- Kif* (arabisch) Marihuana (Marokko), Haschisch
- Chajma* ein leichtes Nomadenzelt mit einer Mittelstange und Pflockbefestigung an den Seiten

- Kelim* flacher Teppich (oder Wandbehang) mit gleicher Vorder- und Rückseite und gewebtem Rand
- Kora* langhalsige Harfenlaute (Mali) mit 21 Saiten, aus der harten Fruchtschalenhälfte eines Kalebassenbaums hergestellt, mit Leder (meist Kuhhaut) überzogen
- Kubba* (arabisch) bezeichnete ursprünglich ein Zelt aus Tierhäuten, jetzt ein Grab mit Kuppel (Ursprung des Wortes Alkoven)
- Marabut* religiöser Lehrer oder Islamgelehrter in Nordwestafrika; auch islamischer Einsiedler oder Heiliger
- Medina* (arabisch) Stadt, Altstadt
- Mebari* weißes Reitdromedar in Nordafrika, bekannt für seine Größe und Schnelligkeit
- Melfa* ein sahrauisches Frauengewand, bestehend aus einem vier Meter langen Tuch
- Mithqal* (arabisch) Goldmünze oder Gewichtseinheit von 4,68 Gramm
- Mausim* (arabisch; auch: moussem) religiös motiviertes Fest im Islam zu Ehren eines Heiligen
- Niqab* (arabisch) Gesichtsschleier der Frau, der die Augen freilässt
- Ouguiya* Währung in Mauretanien
- Pinasse* motorisiertes Langboot (Beiboot) mit offenem Deck
- Piroge* Einbaum mit Plankenaufsatz (Stechkahn)
- Qaside* (arabisch) arabische Gedichtform, das typisch arabische Gedicht
- Rijadh* (arabisch) traditionelles marokkanisches Haus mit Innenhof

Sabel die Übergangszone zwischen der echten Wüste (Sahara) nordwärts und der Savanne mit mehr Bewuchs und den Wäldern nach Süden hin

sabib dukkan (arabisch) Geschäftsinhaber

Schabada (arabisch) islamisches Glaubensbekenntnis (»Es gibt keinen Gott außer Gott/Allah und Muhammad ist sein Gesandter«)

Schari'a (arabisch) islamisches Recht und Gesetz, entnommen dem Koran, dem Hadith (Überlieferung der Taten und Worte des Propheten, nach seinem Tod von seinen Anhängern und islamischen Gelehrten gesammelt) und Jahrhunderten von Rechtsdebatten

Sura (arabisch) Sure, Koranabschnitt

Tagine traditionelles Schmorgericht der Berber (»Kasserolle«) in einem runden, aus Lehm gebrannten Topf mit gewölbtem oder spitzem Deckel

Tamazight eine der wichtigsten Berbersprachen

Tamelgoust Kopfschleier der Männer bei den Tuareg, traditionell fünf Meter lang, aus indigoblau gefärbter Baumwolle, heute oft aus billigerem Kunststoff

Tidinit maurische Langhalslaute

Tifnagh Niederschrift des Tamazight (Berbersprache)

Toguna Versammlungsort, Palaverhütte für die Dorfältesten der Dogon (Volksgruppe in Mali) mit niedrigem Dach, damit keiner wütend aufstehen kann

Zawija (arabisch) kleiner islamischer Schrein, Gebetsraum; bezeichnet auch eine Niederlassung oder ein Kloster von Sufis (islamischen Mystikern)



In Timbuktu: Ein Kunstschmied der Tuareg bereitet Tee zu – eine Kunst, die mir lange Kopfzerbrechen bereitete.

... UND HIER KÖNNEN SIE WEITERLESEN:



Alle Rechte vorbehalten.

© 2016 DuMont Reiseverlag GmbH & Co. KG, Ostfildern

Printed in Germany

Karte und Fotos im Innenteil: Nicholas Jubber

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH,
München

Umschlagabbildung: FinePic, München

Ostfildern

www.dumontreise.de

Art-Nr.: 03 98090500 017

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

ca. 368 Seiten | Format: 13,5 x 21 cm

Klappenbroschur | mit zahlreichen Fotografien und Karten

16,99 € (D) / 18,50 € (AT) / CHF 21,90

ISBN: 978-3-7701-6680-0

ERSCHEINT AM: 26. Juni 2017

Weiterlesen auf: www.dumontreise.de

Folgen Sie Nicholas Jubber auf seinen Reisen:

www.nickjubber.com, twitter.com/jubberstravels

DIE ACHT LEKTIONEN DER WÜSTE

1. Beharrlichkeit

Wie man ein Kamel zäumt und belädt, das nicht gezäumt und beladen werden will.

2. Überwindung

Wie man auf einem Kamel reitet und dabei vor Freude die größten Schmerzen vergisst ...
so gut wie.

3. Weitsicht (ohne Sicht)

Wie man in der Nacht den Weg durch die Wüste findet.

4. Kreativität

Wie man aus dem Nichts ein Lager errichtet.

5. Bildung

Wie man in der Wüste Kinder großzieht.

6. Tradition

„Vergangenheit und Zukunft ähneln sich wie ein Wassertropfen dem anderen.“ Ibn Khaldun,
arabischer Philosoph und Historiker (1332–1406)

7. Klarheit

Warum Wasser dort, wo es keines gibt, am besten ist.

8. Geduld

Wie viele Punkte man erzielen muss, um in einen
Berberstamm aufgenommen zu werden ...
und warum ich es knapp schaffte.